

Ist Lobpreis noch möglich?

| Literarische Beobachtungen

Wo hört man heute noch Lobpreis? Öffentliches Lob geschieht, wenn man vom Selbstlob politischer Parteien und Regierungssprecher absieht, nur noch in der Werbung: Warenlob, nicht Menschenlob; Produktlob, kein Lob des Lebens; kommerzialisiertes Lob, kein Lob der Erde, der Geschichte, der Gegenwart, geschweige denn eines Gottes. Den lobt die Kirche sonntäglich in ihrem „Gloria“ und ihrer „Präfation“, an Hochfesten im „Te Deum“, öfters auch durch Rezitation jüdischer Lobpsalmen. Die christliche Gemeinde singt Loblieder aus dem Gesangbuch. Die nehmen wenig Notiz vom wirklichen Bewußtsein zeitgenössischer Bürger.

Kritik statt Lob

Kann Lob nur aus früherem Weltglauben zitiert, nicht aber aus heutigem Bewußtsein formuliert werden? Welcher Landwirt würde noch die Erde loben, auf der seine Saat wächst? Welcher Städter die Stadt, in der er wohnt? Welcher Wissende den Bau der Welt? Welcher Bürger den Frieden? Welcher Single die Geburt eines Menschen? Lob der Arbeit? Lob der Freizeit? Lob der Gemeinde, der Politik, der Kirche? – Kritik ist angesagt, so weit die Ohren reichen, so weit die Rede tönt. Täglich stehen Mängellisten und Mängelkommentare in der Zeitung. Nachrichten kennen kein Lob, politische Kommentare auch nicht. Auch im Feuilleton herrscht Kritik vor. Ist Lob in unserer Zeit verschollen: in der Gesellschaft wie auch in der Literatur? Diese will realistisch, das heißt kritisch schreiben. Der Roman stellt Konflikte dar, von ihm darf man kein Lob erwarten. Vielleicht vom Gedicht? Sind moderne Schriftsteller überhaupt noch an Lob interessiert? Bedarf es zum Lob eines idealischen, zustimmenden, vielleicht sogar glaubenden Geistes?

Schiller lobte vor 200 Jahren „den Geist überm Sternenzelt“, den „des Seraphs Hymne preist“. Er lobte handwerkliche Kunst und häusliches Leben im „Lied von der Glocke“. Goethes kosmische Erzengel priesen im „Faust“-Prolog „die unbegreiflich hohen Werke“, „herrlich wie am ersten Tag“. In Schillers wie in Goethes Versen ist noch mythisches, mythisierendes Bewußtsein am Werk, ein Ganzheitsbewußtsein von Mensch, Welt und Gott. Schiller spricht im „Lied von der Glocke“ von „Heiliger Ordnung“ als „segensreicher Himmelstochter“. Der Sänger bekennt:

„Freude hat mir Gott gegeben.“¹ Nicht Melancholie, nicht Depression, nicht Kritik: Die kennen und schreiben Goethe und Schiller auch. Aber hier ist Zustimmung ausgesprochen, freudige Zustimmung zur Sphärenharmonie oben, zu den Lebensmöglichkeiten unten. War lyrisches Lob nur möglich, solange der Blick aufs Ganze ging und der Glaube an das Leben Mißstimmigkeiten überwog?

Mit einer nur sachlichen Einstellung gegenüber erfahrbarer Realität, belastet vom modernen Zweifel an der Welt, ist Lob schwierig geworden. Die Kritik an der Gesellschaft, die Denunziation der Großstadt seit dem Expressionismus, die Aufdeckung psychischer Abgründe im neurotischen Menschen, der Verlust des Glaubenshorizontes rückten Lob in weite Ferne. Die Dichter der „Menschheitsdämmerung“ (1920) wollten zwar an den Menschen glauben und an seinen Geist. Ihre brüderliche Sehnsucht hoffte auf revolutionäre Veränderung in der Zukunft. Aber aus der Gegenwart richteten sie ihre „De profundis“-Klagen an die Welt. Nur Franz Werfel entfährt im Gedicht „Der schöne strahlende Mensch“ der ekstatische Ausruf: „O Erde, Abend, Glück, o auf der Welt sein!“² Die Moderne nach 1900 scheint gerade dadurch gekennzeichnet, daß sie angesichts einer brüchigen, problembe-setzten, friedlosen, in Partikularinteressen auseinanderfallenden Welt für Lob keine Grundlage mehr sieht.

Nur vereinzelt erschien nach 1945 Gotteslob aus christlichem Glauben. Elisabeth Langgässer veröffentlichte 1946 ihren Roman „Das unauslöschliche Siegel“, Werner Bergengruen 1950 seinen Gedichtband „Die heile Welt“. Langgässers Geschichte des getauften, am Lebensende geretteten Juden Lazarus Belfontaine endet mit einem chorischen Lobpreis. Bergengruen, der die Kriegsjahre in der Schweiz verbracht hatte, wollte seine geschlagenen Landsleute trösten³:

Wisse, wenn in Schmerzensstunden
dir das Blut vom Herzen spritzt:
Niemand kann die Welt verwunden,
nur die Schale wird geritzt.

Tief im Innersten der Ringe
ruht ihr Kern getrost und heil.
Und mit jedem Schöpfungsdinge
hast du immer an ihm teil.

Bergengruens Verse lösten unter den kritischen Lesern Befremden aus. Sie haben den Ruf des Autors, in dessen Romanen die Welt so wenig heil ist wie in denen Langgässers, über Jahre hinweg beeinträchtigt.

Apokalyptisches Lob – Sprachliche „Inventur“

Im Zyklus „Apokalypse 1945“ fügte Reinhold Schneider (1903–1958) sein Gotteslob in das Sonett „Gloria“⁴:

Gelobt sei Gott! Sein heiliger Name schalle
Aus allen Grüften dieser Zeit! Ihn preist
Der Abgrund, der von düstern Kronen gleißt,
Der Mächtige schmetternd in verwirrttem Falle.

...

Verklärt die Heiligen, macht die Lästler still
Und frei die Stimmen, die Ihn preisen wollen. –
Der Abgrund schweigt, und mächtig ruft der Geist.

Gott erscheint hier als Herr der Geschichte gegenüber den Mächtigen und den Wehrlosen. Er läßt die Heiligen erscheinen, die Lästler verstummen. Die Metapher „Abgrund“ bezeichnet die Nazi Herrschaft. Sie ist besiegt, sie schweigt. Die Lebenden und die Toten „rühmen Ihn“, Gott, den Herrn der Geschichte. Was alliierte Streitkräfte zum politischen Sieg über den „Abgrund“ beitrugen, steht nicht in diesem Gedicht. Auch nicht die Frage, wo Gott in Auschwitz war. Ein apokalyptisches Auge sieht die Geschichte. Bald nach Kriegsende war nicht mehr apokalyptisches Bewußtsein, sondern sachliche Inventur gefragt. Nicht mehr geschichtsmächtige Deutung, konkrete Erinnerung standen zur Debatte. Reinhold Schneider hat die Veränderung gespürt. Der hohe Ton seiner klassizistischen Jambensprache verstummte. Das apokalyptische Sonett war nicht mehr gefragt. Die Erfahrung von Geschichte und Wirklichkeit mußte in einer anderen Sprache Ausdruck suchen.

Die erste Gedichtsammlung, die nach dem Zweiten Weltkrieg in dem in Zonen aufgeteilten Deutschland erschien, hieß „De Profundis. Eine Anthologie aus zwölf Jahren“. Der Herausgeber stellte dem Band ein Motto von Bert Brecht voran: „Bedenkt das Dunkel und die große Kälte / in diesem Tale, das von Jammer schallt.“ Die Gedichte spiegeln „die Leiden und die Verzweiflung, die Anklage und den Widerstand, die Schuld und den Trost jener Epoche“⁵. Günter Eich war mit drei Naturgedichten aus dem letzten Kriegsjahr vertreten. Sein Gefangenschaftsgedicht „Inventur“ war noch nicht geschrieben. Erst der Band „Abgelegene Gehöfte“ (1948) enthielt dieses poetische Kahlschlag-Gedicht⁶. Es signalisierte einen entlyrisierten Sprechton.

Im christlich-kirchlichen Bereich ist eine vergleichbare Bestandsaufnahme der Sprache nicht geschehen. Sie war im sakralen Raum noch durch das Latein geschützt. Theologische Begriffe stellte niemand in Frage. Die Rede der Bischöfe genoß hohes Ansehen. Der Botschaft als solcher war nichts passiert. In das Bewußtsein der Menschen war jedoch das „Wörterbuch des Unmenschen“ eingesickert.

Christliche Inventur – Zornige Absage

Im September 1951 veranstaltete die Evangelische Akademie Tutzing eine Tagung mit dem Thema „Wozu Dichtung?“ Marie Luise Kaschnitz trug ihren Verszyklus vor, der später unter dem Namen „Tutzingener Gedichtkreis“ bekannt wurde. Die Beschreibung des Bewußtseins der Sprecherin wurde eine Art Inventur christlicher Rede⁷:

Die Sprache, die einmal ausschwang Dich zu loben,
Zieht sich zusammen, singt nicht mehr
In unserem Essigmund.

...

Mit denen, die Dich auf die alte Weise
Erkennen wollen, gehst du unsanft um.
Vor Deinen Altären läßt Du ihr Herz veröden,
In Deinen schönen Tälern schlägst Du sie
Mit Blindheit. Denen, die Dich zu loben versuchen,
Spülst Du vor die Füße den aufgetriebenen Leichnam.
Denen, die anheben von Deiner Liebe zu reden,
Kehrst Du das Wort im Mund um, läßt sie heulen
Wie Hunde in der Nacht

...

Und dennoch wirst Du fordern, daß wir Dich
Beweisen unaufhörlich, so wie wir sind
In diesem armen Gewande, mit diesen glanzlosen Augen,
Mit diesen Händen, die nicht mehr zu bilden verstehen,
Mit diesem Herzen ohne Trost und Traum

...

Das ungeheure Geschehen, der von Christen mitverursachte Zustand der Welt, die zu verantwortende Geschichte, die gesellschaftliche Gegenwart können aus dem Glaubensbewußtsein nicht ausgelassen werden. Kaschnitz beschreibt und erörtert ihr gegenwärtiges Bewußtsein in dem inzwischen zur Geltung gekommenen Parlandoton. Studenten begannen in jenen Jahren Brechts „Hauspostille“ zu lesen.

Zu den eindringlichen Brecht-Lesern gehört der junge Hans Magnus Enzensberger. Er goß seinen politischen Zorn ironisch in die „Verteidigung der Wölfe“ (1957). Wer denkfaul mitläuft, wer sich feig politischen Gewalttättern unterwirft, der wird wolfgemäß zerrissen, sagt er im Gedicht. Im Versband „gegen die Lämmer“ wie im nachfolgenden „Landessprache“ (1960) stehen Verse der Aufklärung, der zeitgeschichtlichen Erinnerung, des Zorns über das Mitläufertum gestern, die Verhältnisse heute. Nicht Preisung, Protest ist angesagt – schon Wohlstandskritik. Bürgerliche Lyrikleser wenden sich ab vom kritischen Gedicht. Des Sprechers Warnung vor etwas Totalisierendem, vor Markt und Atomkraft richtet sich „An alle Fernsprechteilnehmer“. Enzensberger kennt die Leseerwartung an das Gedicht. Ironisch wünscht er, daß andere das Lob fänden, das er nicht finden kann:

daß sie es fänden, was ich nicht finde,
etwas zu loben mit starker stimme auf erden!
daß es ein anderer ausriefe,
ich als nicht ich, ich
als vollakademiker, ich als sucher
nach transzendenz in mülleimem und bibeln,
ich als hausherr mit schnapstränen in den augen,
als einer, der einigermaßen schläft,
als bluthund, als privatpatient,

als sozialdemokratischer staubsauger,
ich als der, dem es gut geht wie jedem andern,
wie einem schwachsinnigen, wie einem gartenzwerg,
zuchtbullen, rosenfreund, stückzeitrechner!

Die Aufzählung springt über in beißende Ironie. Noch vor Martin Walsers „Halbzeit“-Roman (1960) brandmarkt Enzensberger die neue Händlerwelt, in der sich Kleinbürger, „Firmen“ und „Cheftexter“ einrichten. Satirisch formuliert er gegen diese Affirmativen:

gurgelnd loben sie das parma-veilchen, den busen,
das senfglas, die traktoristin,
die nike von samothrake und von cap canaveral,
pantoffeln und persianer, den fortschritt,
den schaukelstuhl, loben gott,
der am werktag frißt und am sonntag gefressen wird,
und, gegebenenfalles, den beischlaf.

Der Rhetoriker baut sein Gegenüber als Zielscheibe auf. Lustvoll prangert er das gemeine Lob bürgerlicher Spießer an. Am Ende wiederholt er pathetisch seine rhetorische Frage: „was soll ich loben?“ Die Natur ist ihm abhanden gekommen („ich suche in meinen zwei lungen nach luft, / aber ich finde sie nicht“). Eine Gesellschaft, der er zustimmen könnte, ist nicht in Sicht. Und Gott? Den loben zwar noch einige, aber die sind mit Denken wenig ausgestattet. Kein Lob, „das gewimmer hat viele namen“⁸.

Das Gedicht als Expedition – Gesellschaftskritik

Hans Bender hatte 1955 eine Reihe Gedichte namhafter Autoren unter dem Titel „Mein Gedicht ist mein Messer“ herausgegeben. Der Titel ist bezeichnend. Das Gedicht entsagt dem hohen Ton, der lyrisch gefilterten Sprache, immer öfter dem klangvollen Reim. Es will nicht mehr Botschaft sein. Die meisten Lyriker wollen nicht mehr zustimmend sprechen, sondern aus kritischer Distanz. Inhaltliche und formale Brechungen schieben sich in die Versrede, gegenlyrische Benennungen. Wolfgang Weyrauch formuliert programmatisch in Gedichtform:

Ich schreibe ein Gedicht.
Ich veranstalte eine Expedition.
Ich mache mich davon
aus Antwort und Beweis.
Ich trete in den Kreis
der Fragen.
...
Mein Gedicht ist die Welt
der diagonalen Messer.

Aber in sein Gedicht „Atom und Aloe“ bringt er die christliche Erinnerung: „das Schweißtuch würgt den Wal / rings um Gethsemane“. Er kommentiert:

„Ich muß das Christliche in mein Gedicht hinein holen. Aus zwei Gründen: ich brauche es, so zerschissen es ist, und ich muß es warnen, weil es so zerschissen ist.“

Irgendwo in des Sprechers Assoziationswelt „zirpt der Zephyr Hallelujah“. Der Grund ist nicht einsichtig, aber die Erinnerung an ein Hallelujah ist noch gegenwärtig⁹.

Hans Bender gab 1962 die Gedichtsammlung „Widerspiel. Deutsche Lyrik seit 1945“ heraus, 1978 „In diesem Land leben wir. Deutsche Gedichte der Gegenwart“, 1988 „Was sind das für Zeiten“. Ein Lobgedicht sucht man in diesen Bänden vergebens. „Fast alle Gedichte sind Zeitgedichte“, sagt der Herausgeber im Nachwort: „Selbst die Liebesgedichte sind mit einer Erfahrung gesättigt, die wir als politisch oder gesellschaftlich bestimmt erkennen.“¹⁰ Auch die Lyrik-Jahrbücher, die ab 1979 im Athenäum-Verlag und bei Claassen erschienen, danach bei Luchterhand, schließlich bei C. H. Beck, präsentieren kein Lobgedicht, ebenso wenig die von Anton G. Leitner seit 1993 herausgegebenen Jahresbände „Das Gedicht“. Franz Wurm parodiert noch einmal (nach Brecht) den „Dankchoral“¹¹:

Lobet den Herrn er weiß nicht was er tut
aber er tut es:

erbricht dein Brot mein Genick
zwischen erfundenen Zähnen
brät uns einen Strick rasiert uns das blut
kappt unsre Sehnen.
Wir werden nicht zugeschaut ohne uns das hat
sein Gutes.

Eines der am häufigsten gesungenen Loblieder in den christlichen Kirchen ist Joachim Neanders „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ (1680). Die zweite und dritte Strophe lauten:

Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret,
der dich auf Adels Fittichen sicher geführtet,
der dich erhält,
wie es dir immer gefällt, hast du nicht dieses gespüret?

Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet,
der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet.
In wieviel Not
hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet.

Neanders Lied fordert die gläubige Seele auf, ihren Gott zu loben, denn dieser Gott liebt und beschützt sie. Der Glaube der Frühaufklärung an die gute, ja „beste aller Welten“ verbindet sich mit psalmistischem Bewußtsein und pietistischer

Frömmigkeit. Nach 1945, nach den Kriegstoten, nach den Auschwitztoten wollten viele Christen so einfach nicht mehr einstimmen in das überlieferte Gotteslob. Ihr Vorsehungsglaube war erschüttert. Eva Zeller bezieht sich auf Neanders Lied in ihrem Gedicht „Nach dem Tod Gottes“¹²:

Ich muß weiter zurück
wo nichts mehr frohlockt
künstlich und fein bereitet
worden zu sein

Aber
Ich glaube
Noch als Stein
würfe ich mich
in den Riß
der mich selber
zerreißt

So harmonisch, so ohne Wenn und Aber kann die zeitgenössische Sprecherin sich Neanders Lobverse nicht mehr zu eigen machen. Da ist ein Bruch, ein Riß, ein Gegen¹³. Gegen Neanders schönen spätbarocken Glauben steht bei modernen Zeitgenossen das Theodizeeproblem: Warum hat der gute, allmächtige Gott die Unschuldigen nicht beschützt? Gegen ein vorbehaltloses Lob Gottes steht die Frage nach Gottes Interesse und Zuständigkeit für unsere Geschichte.

Im (katholischen) Kirchenlied wurden die alten Edelworte und Reime weiterhin eingebracht. „Herr, deine Güt ist unbegrenzt“ (Gotteslob Nr. 289) wurde 1971 geschrieben nach Psalm 36. Der altjüdische Psalm mit seiner Tora-Gesinnung und Zwei-Wege-Lehre (der Frevler hier – der Gerechte dort) wird gereimt auf¹⁴:

Herr, deine Güt ist unbegrenzt,
sie reicht, so weit der Himmel glänzt,
so weit die Wolken gehen.

Fest wie die Berge steht dein Bund,
dein Sinn ist tief wie Meeres Grund,
kein Mensch kann ihn verstehen ...

Keine Psalmensprache, auch nicht eine Rede, die zeitgenössisches Glaubensbewußtsein bezeichnet. Da werden einfach Bilder und Reime aus früheren Liedbekenntnissen neu zusammengefügt: Wiederholung, keine Zeile ist innovativ. Was bedeutet „unbegrenzte Güte“ nach Auschwitz? Wem „glänzt der Himmel“ noch? Wen oder was bezeichnet heute Gottes „Bund“? Das Wort ist belastet, es kommt im wirklichen Bewußtsein der Menschen nicht mehr vor. Hat unser Volk nicht jüngst Männer, Frauen und Kinder des „Alten Bundes“ beseitigt? Wer würde den verletzlichen Bund mit geologisch fest gefügten Bergen vergleichen? Wer will in der Produktions- und Konsumwelt an einen Bund Gottes erinnert sein¹⁵? Wer vergliche

„Gottes Sinn“ mit dem „Meeres Grund“, den er gar nicht kennt? Marie Luise Thurmairs Lied will in der Sprache von gestern Gottvertrauen aussprechen. Das Bekenntnis kommt ohne Wahrnehmung, ohne Auseinandersetzung und Beziehung zur Gegenwart aus. Die Verse begnügen sich mit Stereotypen, Zitaten, Wiederholungen. Müssen Kirchgänger Gottes Lob in einer solchen Sprache singen?

Das traditionelle Te Deum-Lob ist ein Lob von oben. Es spricht vom allmächtigen Schöpfer, von kosmischer Größe. Das traditionelle Gotteslob spricht vom Erhabenen im erhabenen Ton. Seine Benennungen sind der greifbaren Welt weithin entrückt. Rudolf Otto Wiemer (1905–1998) versuchte in den späten 60er Jahren ein Lob von unten, aus der banalen Welt: „Dich loben im Abfall“ spricht nach Worten und Blickrichtung im größten Gegensatz zu den Te Deum-Hymnen. Die Orte und Situationen, aus denen der Sprecher Gott loben will, heißen „Platzkarte, Zeitung, Alphabet, Plakatwand, Leuchtreklamen, Fernsehschirm“, zuletzt „Müllkübel“ und „Abfall“. In der Zeitungswelt, Reklamewelt, Wegwerfwelt will er Gott finden, um ihn zu loben. Der Sprechton in diesem Gebrauchstext eines Glaubenden ist ein lockerer Parlandoton, sprachlich nicht durchgängig gelungen. Die Aufzählungen schießen nicht recht zusammen zu einem Ganzen, die Sprechabsicht ist zu gewollt. Einige sprachliche Beziehungen sind schief. Gott bedient sich nicht der Kunstsprache „Esperanto“. Aber: Daß Leben noch aus Müllkübeln genährt werden kann, das weiß man seit Mutter Teresa. Ausgangsfrage war für Wiemer: Wie kommt man in die Nähe Gottes und zum Lob Gottes in einer banalen, diffusen Welt?

Dorothee Sölle wurde in ihren Verstexten von Brecht und Enzensberger, auch von dem nicaraguanischen Priesterdichter Ernesto Cardenal beeinflusst. Ihre Gebrauchstexte sind gesellschafts- und kirchenkritisch gesprochen. Im Versband „fliegen lernen“ (1979) kommt Sölle auf die Schwierigkeit und Notwendigkeit des Gotteslobs zu sprechen¹⁶. Eine Folge von vier Gedichten thematisiert das Lob Gottes. Im ersten loben die Bäume und der Wind Gott. Im zweiten loben ihn die Kinder (so sie noch unverdorben sind), die ihre Arme ausbreiten. Im dritten wird die Sprecherin gefragt, wie sie es mit Lob halte. Die Freunde fragen, warum sie so viel kritisiere, aber selten lobe. Ihre Antwort bezieht sich auf den biblischen „bund“ zwischen Gott und Mensch. Sie erwidert, „verdammte ... / war der bund nicht zweiseitig“? Also müßte er „etwas lobenswertes“ tun oder schicken, damit „ich etwas zum loben entdecke“. Der Bund muß für sie als Beziehung real erfahrbar sein. Die zweite Strophe nennt ihn ironisch einen „fabelhaften kontrakt“; fabelhaft, weil sie ihn nicht erfahren kann. Das Wort „Kontrakt“ stammt aus der bürgerlichen Rechtssprache. Der Klage über den „stummen“ Gott folgt das Bekenntnis eigener Blindheit und Taubheit. Der Kontrakt ist beidseitig gestört. Mit dem „kopfhörer auf / für die melodie dieser welt“ konnte die Klägerin Gottes Zeichen nicht wahrnehmen. Aber sie bleibt bei ihrer Gegenrede.

In ihr steckt die alte psalmistische Klage, daß Gott seine Anwesenheit nicht erkennen lasse, seine Hilfe nicht zeige, den Glaubenden allein lasse. Die ironische

Selbstverteidigung ist aber nicht das letzte Wort. In einem vierten Text spricht sie wie eine Pfadfinderin oder wie eine Exerzitandin: „Jetzt habe ich mir vorgenommen / jeden tag drei Sachen zum loben zu finden“, und sie fügt hinzu: „Dies ist eine geistlich-politische Übung / von hohem gebrauchswert // Sie verbindet mich / mit den müttern und vätern des glaubens / desselben kontraktes ...“ Die Sprecherin erkennt, daß sie die Tätigkeit des Lobens auch einüben muß. Was sie zum Loben findet, sagt sie nicht. Es bleibt beim Vorsatz. Vielleicht soll der Leser die Gründe des Lobens selber finden.

Kurt Marti, der Berner Pastor und Schriftsteller (geb. 1921) notierte in der literarischen Szene das Ausbleiben jeglichen Lobes. Sein „Weihnachtspsalm“ (1974) heißt in der zweiten Fassung (1980) „Preisungen“. Der Titel erweitert die Thematik. Der psalmistische Text wird gedanklich entwickelt. Er thematisiert die verheißene Veränderung des Menschenlebens durch die Geburt Jesu. Die hymnischen Verse eröffnen im expressionistischen Ton den Lobpreis kosmischer Räume. Sie visieren sodann großräumig eine gesellschaftliche Allversöhnung an. „Mohammed und marx, / ... buddha und einstein“ sitzen „in gesprächen dereinst an fröhlicher tafel“. Aus der Geburt des „heiligen embryos“ wird das Fest des „bruders aus nazareth“. Der „tanzt inmitten einer endlich herrenlosen gesellschaft“. Marti identifiziert die marxistisch benannte Zielvorstellung mit der jesuanischen Verheißung. Der freirhythmische Hymnus ist litaneihaft gebaut. Einige Doppelzeilen halten sich an den Parallelismus der Psalmen. „Preise der greisinnen herzlichen mut / die kühnen revoltten göttlicher hoffnung“. Das naturwissenschaftliche Weltbild „gebogener räume“ wird mit poetischem Spiel und göttlicher Freiheit verbunden. Marti bezieht Gestalten aus der nichtchristlichen Religionsgeschichte ein in die göttliche Weltveränderung. Hoffnung verbindet er mit „revolte“, die Tischgemeinschaft Jesu mit „herrenloser gesellschaft“. Der Sprecher bringt das utopische Vokabular gesellschaftlicher Versöhnung in die Verheißungsgeschichte Jesu ein. Die Gottesgeburt erscheint nicht als pastorale Frömmigkeitsgeschichte. Der „Stille-Nacht“-Knabe der Christmessen wird „der heilige embryo im bauche des mädchens“. Weihnacht wird eine häretische Versöhnung. Preisung erscheint verfremdet. Gesellschaftliche Utopie wird zu jesuanischer Allversöhnung.

In späteren Lobansätzen geht Marti von Ereignissen, Erfahrenem aus. „Mein barfüßig Lob“ spricht nicht hymnisch, sondern quijotisch, nicht pathetisch, sondern komisch. Es wird ein niedriges Lob. Die Lobgedichte sind „nach dem besuch der radioaktiven wolke“ (Tschernobyl) geschrieben. Da wird einer die Natur, das Leben, die Schöpfung schwerlich noch loben können. Der Garten, wehrlos, hat seine Unschuld verloren. „Cäsium, strontium, krypton, plutonium“ haben ihn vergiftet. Wenn „quijote der narr / sich dennoch und blindlings stürzt / in die abenteuer des lobens“, widerspricht sein Tun der Vernunft. Will der Narr noch „rühmen“? Das große Rilke-Wort klingt an. Rilke mußte schon am Anfang des Jahrhunderts erfahren, daß Rühmen – die Aufgabe des orphischen Dichters – widerständig geworden

ist. Torkelt Quijote „rauschäugig“, „da er / die äcker die wiesen preist / drin halb-wertzeitiges unheil / lauert auf uns?“, wenn er „verzückt einer Schöpfung huldigt“, die der Mensch zerstört hat? Sein Lob löst Lachen aus, „falls ein lachen / noch da ist“. Das Wollen erscheint grotesk, es ist tragisch eingefärbt.

Martis Gedicht „Haus“ zitiert „das ewige schweigen / unendlicher räume“, unter denen es steht, zugleich die englische Vorstellung „my home my castle“. Eine weitere Belastung heißt: „les mots s'en vont“. Die Wörter machen sich davon, die Worte für das Gespräch, für Heimat, für Lob. Dennoch, „mein stammellob gilt / diesem atemwarmen planeten“. Vergiftung ist nicht alles. Noch gibt es „geliebte menschen am tisch“ und „tortellini im teller“. Das Stammellob ist auch Lebensbehauptung. „Mein barfüßig lob“ klagt die „diktate des weltwährungsfonds“ an. Sie töten „hungernde kinder / in fernen favelas“. Der Sprecher klagt: „Und dioxin / in der muttermilch / und nuklide / im körper.“ Fühlst du nicht, wie die Erde heult, fragt er italienisch. „Dennoch bibbert / mein barfüßig lob.“ Tatsachen hindern Zustimmung und Lob. Kann sein, daß das angezielte Lob auch noch „in fragefallen stolpert“¹⁷. Martis Verstexte sind mehr gedanklich als emotional gebaut, sie sprechen mehr rhetorisch als poetisch. Sie konfrontieren weltliche Information mit christlichem Bewußtsein. Angesichts der Tatsachen sind die Schwierigkeiten des Lobens evident. Aber Lob muß sein, und spräche es in Quijotes Rolle.

Unerwartetes am Kiosk: Hans Magnus Enzensberger

Am Kiosk liest man keine Gedichte. Auch verkauft man sie nicht durch die Fensterklappe. Doch Überraschungen sind auch hier möglich. Den begabtesten Intellektuellen unter den literarischen Autoren der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, den Kritiker Hans Magnus Enzensberger, suchen Leser weder am Kiosk noch unter Lobenden. Aber der Rhetoriker hielt sich nicht nur auf Marktplätzen, sondern auch in Nischen auf. In seinem Versband „Landessprache“ (1960) stand eine „ode an niemand“. Sie wendet sich an einen „einzigsten könig, im wind“. Dessen „gerechter blick“ fällt auf „schlachthöfe, raffinerien“, auf „finanz“ und „mauern der macht“. Der angesprochene König ist großmütig, unschuldig, sein „reich“ – wurde es ihm genommen? – kehrt zu ihm zurück. Die Ode entwirft ein geradezu messianisches Königsbild. Sie spricht dem König die Doxologie zu: „dein ist der ruhm und die rache, / nie behelligter fels ... / dein barer blick weht hin / über dein altes künftiges reich / und bewahrt im rauch, / was wahr ist, im wind auf.“ Man kann die Ode an den König als verfremdeten Psalm lesen.

Im Gedichtband „Kiosk“ (1995) taucht erneut ein denkwürdiger Adressat auf. Da steht gegen Ende ein Dankgedicht unter der Überschrift „Empfänger unbekannt“¹⁸. „Retour à l'expéditeur“ schreibt die Post, ironisch der Schreiber. Dem Adressaten wird Dank, viel Dank ausgesprochen, 18 Zeilen lang. Heiter zählt der

Absender auf, was ihm alles dankenswert erschien und erscheint. In seinem langen Leben hat er viel bekommen und erfahren, unscheinbare und bedeutende Dinge, Gegenständliches, Befindlichkeiten, zeitlich, wiederholt. Kein Schöpfungsdank, nichts Christologisches, kein Lob der Geschichte oder der Gesellschaft. Ein sehr persönlicher Dank für alltägliche, aber nicht selbstverständliche Dinge.

Dank ist in der Sprechhaltung mit Lob verbunden. Gesangbücher versammeln Dank- und Loblieder unter einer Abteilung. Wer sich bedankt für eine Gabe, lobt den Geber. Enzensberger baut ein weit auseinanderliegendes Wortfeld für Gründe und Anlässe des Dankens auf. Was wie zufällig aufgezählt erscheint, ist methodisch gebaut. Sinnenhafte Konkretion führt die poetische Feder. Enzensberger nennt „Wolken“, „Wohltemperiertes Klavier“, „warme Winterstiefel“, also Himmel, Musik, Kleidung, später die Luft. Bei sich selbst notiert er das funktionierende „Gehirn“ „und allerhand andre verborgene Organe“. Auch „Bordeaux“ und „Feuerzeug“ sind Gaben. Von außen nach innen. „Herzlichen Dank“ für „die Begierde und das Bedauern, das inständige Bedauern“. Alliteration verstärkt in den freirhythmischen Zeilen Klang und Melos. Der als Mathematiker bekannte Autor dankt für die Mathematik – er nennt die Eulersche „Zahl e“, um gleich danach genüssliche Dinge aufzuzählen: das Koffein, die Erdbeeren auf dem Teller „gemalt von Chardin“ (Maler subtiler Stilleben im 18. Jahrhundert). Zum Sinnlichen gehört das Ästhetische, zu den Tätigkeiten der Schlaf, für den er „ganz besonders“ dankt. Abschließend dankt er emphatisch „für Anfang und Ende / und die paar Minuten dazwischen“. Das klingt fast feierlich, die Andeutung des kurzen Lebens elegisch. So traditionell kann der Sprecher nicht enden. Er schlägt eine Heinesche Volte, setzt eine Pointe. Nicht Allgemeines sei das letzte Wort. Der auf die Erde gerichtete Blick wird sogleich relativiert: „inständigen Dank / meinetwegen für die Wühlmäuse draußen im Garten auch“.

Viermal sagt der Sprecher „Vielen Dank“, einmal „herzlichen Dank“, zuletzt „inständigen Dank“. Das ist Wiederholung und Steigerung. Er zeigt ein sehr persönliches Feld wahrgenommener Wirklichkeit, empfangener Gaben. Leichtfüßig geht er durch die Zeit. An wen richtet sich der Dank? Der Name des Adressaten wird nicht ausgesprochen. Aus Scham, Ehrfurcht, theologischem Vorbehalt? Der Leser erkennt den namentlich nicht Genannten. Selbst einige Kritiker sprachen in ihrer Besprechung des Bandes „Kiosk“ den Namen „Gott“ aus¹⁹.

Zitiertes Lob genügt nicht

Ist aus aufklärungskritischem Bewußtsein Lob noch möglich? Geht es bei gebrochenem Geschichtsbewußtsein noch über die Zunge? Verhindern fortgesetzte Mängelnotierungen Zustimmung? Schließt die Fixierung auf Gesellschaftskritik Lob aus? Wenn Kritik, Zweifel, Infragestellungen, Neinsagen das Bewußtsein dominie-

ren, blockieren sie Lob. Lob setzt Zustimmung voraus. Man muß die Gaben des Lebens erkennen, das ungeschuldete Leben, um einem Geber Dank zu sagen. Auf der Informationsebene wird kein Lob gesprochen. Bloßen Nachrichtensammeln und Informationsabholern bleibt der Blick auf das Wunder des Lebens verschlossen. Lob verlangt eine andere Aufmerksamkeit. Vielleicht braucht Schöpfungslob heute ein mystisches Auge.

Zustimmung impliziert Lob. In der deutschen Versdichtung seit 1945 überwiegt Kritik. Kritik ist Gegenrede, Vorbehalt, richterliche Rede, Scheidung. Dank und Lob sprechen Zustimmung zum Wahrgenommenen, Erhaltenen, zum Leben, zur Erde aus. Glaubt der Zustimmende, daß Leben sich einem Schöpfer verdankt, wird er ihn loben. Es gibt große Zustimmende in der zeitgenössischen Literatur: Peter Handke und Botho Strauß sind an erster Stelle zu nennen. Zustimmung findet in der Literaturkritik weniger Beachtung als Verneinung.

Ein Übermaß von Kritik hindert Lob. Kritik ist nicht die einzige Haltung, dieser Gesellschaft und dieser Welt zu begegnen. Auch der Lobende muß die Welt aushalten und bestehen. Viele literarische Zeitgenossen meinen, immerzu Negatives abwehren, Mängel aufzeigen, Beschwerden anmelden zu müssen²⁰. Fortgesetzte Kritik produziert ein intellektuelles Gefühl der Überlegenheit des Unterlegenen. Sie kann auch Hochmut erzeugen. Sie kann von unangemessenen subjektiven Ansprüchen angetrieben sein, sogar von unterschwelligem Haß. Einzige Form eines wachen Bewußtseins ist Kritik nicht. Aus einseitiger Kritik kann auch eine „nekrophile“ Tendenz sprechen. Lob des Lebens ist „biophil“. Es braucht Gegenkräfte und schwierige Fragen nicht zu leugnen. Naiv kann Lob von wachen Zeitgenossen nicht mehr gesprochen werden. Bedachtes Lob ist möglich. Rückblickend bekennt Marie Luise Kaschnitz²¹:

Nicht gesagt
Was von der Sonne zu sagen gewesen wäre
...
Geschweige denn von der Liebe.

Und nur am Rande vermerkt
Den Hahnenfuß und das Veilchen.
...
Gott nicht gelobt
Aber wer bin ich daß

Lobpreis ist dem glaubenden Menschen aufgegeben, aber die Bedingungen des Lobens sind schwieriger geworden. Zitiertes Lob genügt nicht. Geistig und materiell anspruchsvolle Menschen müssen aus heutigem Bewußtsein dem Lob Sprache suchen.

ANMERKUNGEN

- ¹ Schillers Hymne „An die Freude“ wurde 1786 geschrieben, „Das Lied von der Glocke“ 1799. Goethes „Prolog im Himmel“ ist um 1800 entstanden; Zitat aus der „Glocke“, Vers 301f., Vers 383.
- ² Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus, hg. v. K. Pinthus (Hamburg 1959); darin: F. Werfel, Der schöne strahlende Mensch, 127f.
- ³ W. Bergengruen, Die heile Welt. Gedichte (Zürich 1952) 94.
- ⁴ R. Schneider, Gesammelte Werke, Bd. 5 (Frankfurt 1981) 165. Das Sonett wurde am 28.9.1945 geschrieben.
- ⁵ De Profundis. Deutsche Lyrik in dieser Zeit. Eine Anthologie aus zwölf Jahren, hg. v. G. Groll (München 1946).
- ⁶ Von Günter Eich stehen in De Profundis die drei Naturgedichte: „Mohn“, „Der Nachtwind weht“, „Abends am Zaun.“ Sie enthalten noch nicht den sachlichen, entpoetisierten Sprechton der „Inventur“. Das Gefangenengedicht „Inventur“ beginnt: „Dies ist meine Mütze, / dies ist mein Mantel, / hier mein Rasierzeug / im Beutel aus Leinen. // Konservenbüchse: / Mein Teller, mein Becher, / ich hab in das Weißblech / den Namen geritzt“; zit. nach G. Eich, Abgelegene Gehöfte (Frankfurt 1968) 38f.
- ⁷ M. L. Kaschnitz, Neue Gedichte (1953–1957), in: dies., Überallnie. Ausgewählte Gedichte 1928–1965 (München 1969) 132ff.
- ⁸ H. M. Enzensberger, Verteidigung der Wölfe (Frankfurt 1957); ders., Landessprache. Gedichte (Frankfurt 1960). Daraus die zitierten Verse des Schlußgedichts „gewimmer und firmament“: 89ff. Vorangesetzt ist dem Band das Motto aus Vergils Aeneis (XII, 952): „vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras“.
- ⁹ Mein Gedicht ist mein Messer. Lyriker zu ihren Gedichten, hg. v. H. Bender (München 1961) 35, 22.
- ¹⁰ H. Bender, Widerspiel. Deutsche Lyrik seit 1945 (München 1962); ders., In diesem Land leben wir. Deutsche Gedichte der Gegenwart (München 1978) 284; ders., Was sind das für Zeiten. Deutschsprachige Gedichte der achtziger Jahre (München 1988) 243ff.
- ¹¹ F. Wurm (geb. 1926), in: Das Gedicht. Göttlicher Schein – Heilige Gedichte (Weßling 2001) 14.
- ¹² E. Zeller, Fliehkraft. Gedichte (Stuttgart 1975) 85f.
- ¹³ Das Lied von Joachim Neander (1650–1680) in seiner Erfassung gedruckt und interpretiert in: Geistliches Wunderhorn. Große deutsche Kirchenlieder, hg. v. H. Becker, A. Franz u.a. (München 2001) 310–319. – Unerbittlich gegen Gott, den jüdischen, an den Nelly Sachs glaubte, spricht Paul Celan in seinem Gedicht „Zürich, Zum Storchen“: „Von deinem Gott war die Rede, ich sprach / gegen ihn ...“, in: ders., Die Niemandsrose (Frankfurt 1963) 12f.
- ¹⁴ Gotteslob. Katholisches Gebet- und Gesangbuch (München 1975) Lied Nr. 289, Text: M. L. Thurmair.
- ¹⁵ K. Marti hatte aus Schweizer Sicht („Helvetischer Bund“, Berner Zeitschrift „Der Bund“) kritisch, parodistisch seinen Verstehtext: „bundverband“ geschrieben: „verbündet im bund / der verbindet // noch besser verbunden / durch einen verband // von vielen verbänden/gründlich verbunden //zum bund // der den falschen finger / verband“ (Republikanische Gedichte, St. Gallen 1959). Im Schweizer Kontext warnte er vor einem naiven oder ideologisierten religiösen Gebrauch des Wortes Bund.
- ¹⁶ D. Sölle, fliegen lernen. gedichte (Berlin 1979) 4–7.
- ¹⁷ K. Marti, Weihnachtspsaln, in: Was fällt ihnen zu Weihnachten ein?, hg. v. H. Nitschke (Gütersloh 1974); K. Marti, Preisungen, in: Abendland. Gedichte (Darmstadt 1980). Die drei weiteren hier erwähnten Gedichte in: ders., Mein barfüßig Lob (Darmstadt 1987). Dort auch der etwas angestrenzte „Stammelpsaln“: vgl. P. K. Kurz, Barfüßiges Lob. Spracharbeit eines quijotischen Christen, in: Orien 51 (1987) 131f.
- ¹⁸ H. M. Enzensberger, Landessprache (Frankfurt 1960) 83ff.; ders., Kiosk. Neue Gedichte (Frankfurt 1995) 124.
- ¹⁹ Vgl. U. Greiner, in: Die Zeit, 3.3.1995; J. Kaiser, in: SZ, 16.3.1995.
- ²⁰ S. dazu Th. W. Adornos Ästhetik der Negativität in: ders., Ästhetische Theorie. Ges. Schriften, Bd. 7 (Frankfurt 1970): In der Einführung polemisiert Adorno gegen den Philosophen Helmut Kuhn, der in „einer Abhandlung, zum Ruhm der Kunst, dieser attestiert, ein jedes ihrer Werke sei Lobpreisung“ (10). Karl-Heinz Bohrer betont (in: Ästhetische Negativität, München 2002), daß die Metaphorik und Grammatik der Negativität, ihr sprachliches Melos faszinieren kann. Im Entstehen bringt sie „moments of being (Virginia Woolf), auch den „anderen Zustand“ (Robert Musil) hervor. Im Erleben schöpferischer Kraft steckt eine eigene Art der Zustimmung.
- ²¹ M. L. Kaschnitz, Ein Wort weiter (Gedichte 1962–1965), in: dies., Ausgewählte Gedichte (Hamburg 1965) 234.